

# Erinnerungen an den 1. August

Autor(en): **A.D.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670422>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Morgen das Gras ohne Tau einbringen müssen. Doch als Hans während dem Abendfüttern die Kanne vom Nagel nehmen wollte, hing sie nicht da. Dem Gehezten entfuhr eine Verwünschung. Aber bevor er die alte Giesskanne mit dem schon etwas gebleichten Schildchen herunterriss, stieg er doch mit dem einen Fuss auf die Futterkiste und spähte hinein. Das Geräusch seiner erregten Atemzüge mochte wie das Anfliegen elterlicher Essenträger wirken. Denn unter feinem Piepsen öffneten sich prompt acht Schnäbelchen. Hans erschrak über das bedingungslose Vertrauen, das ihm diese winzigen Kreatürchen entgegenbrachten. Nein — da war nichts zu machen! Zu den Barbaren gehörte man schliesslich nicht. Im schlimmsten Fall hatte er mit den Eiern gerechnet . . . Brummend packte er einen Eimer und besprengte das dürstende Gras recht unwirsch mit blossen Händen. Zur Not ging es. Annelis würde einen Rüffel erhalten. — Aber während des ganzen Abends sah er immerfort acht gelbe, blindlings Vertrauen darbringende Schnäbelchen vor sich.

Noch bevor er etwas sagen konnte, fiel es seiner Frau beim Nachtessen mit einem kleinen Schreckensruf selber ein. «Herrschaft — jetzt habe ich . . . Gelt, Hans, das Gras war trocken . . .?»

«Ich habe einen Eimer genommen», sagte der Grubenhöfler kurzangebunden. Aber trotz der Kürze fehlte etwas zu einer rechten Rüge. Den dankbaren Blick seiner Frau freilich nahm Hans nicht wahr. Dafür sah er immer noch acht gelbe, hungrige Schnäbelchen. Wie einst zur Bubenzeit . . . Damals hatte er sogar Nistkästchen gezimmert. Aber dann war man unversehens in die Bauernarbeit hineingewachsen, hatte den oft mörderischen Einsatz der ganzen Kriegszeit mitgemacht — und war nachher unglückseligerweise diesem Einsatz völlig verhaftet geblieben. Niemand fand mehr zu «unnützen» Dingen Zeit. Die Nistkästchen verfaulten buchstäblich in den Bäumen. Man fluchte, wenn die Sensenspitze in ein herabgefallenes, morsches Brett fuhr. Wohl konnte man in der Zeitung lesen: Vögel — Insektenpolizei! Aber die Motorspritze besorgte mit Schwefel und Kupfer und anderen Giften die gleiche Aufgabe viel radikaler.

Trotzdem — acht Schnäbelchen . . .

Ganz erstaunlicherweise nahm Hans sich Zeit, auch am folgenden Tag flüchtig mit einem Fuss auf die Haferkiste zu steigen. Und am übernächsten ebenfalls . . . Mit jedem Tag waren die Meisenjungen ein klein wenig grösser. Federchen wuchsen aus ihrem

Flaum. Jetzt sperrten sie schon nicht mehr wegen blindem Lärm ihr Schnäbelchen auf. Ihr Piepsen wurde immer stärker, aber es war nur noch zu vernehmen, wenn wirklich eines der Alten mit Futter anflieg. — Der heimliche Beobachter hatte keine Ahnung, dass er, ebenso heimlich, vom Stubenfenster aus beobachtet wurde.

Ende Mai waren die jungen Kohlmeisen flügge. Durch die Zwetschgenbäume ging ein Jagen und Schwirren und Schnabulieren, als wandere ein ganzer Kindergarten vorbei. «Heut sind sie ausgeflogen», bemerkte der Grubenhöfler beim Mittagessen. Es war nicht Sonntag, aber er liess sich Zeit. Oh, er hatte sich in den vergangenen Wochen, mit einem Fuss auf der Futterkiste, manche halbe Minute Zeit genommen. Und mit jeder dieser einer stumpfen Alltagsfron abgerungenen Minuten war es ihm deutlicher geworden, wie weit man sich von den Gefilden der Jugendzeit entfernt, und wie sehr — wie allzusehr man seine Seele zwischen Backsteinen aus Soll und Haben eingemauert hatte! Im Grund lächerlich, diese schwere Erkenntnis durch acht Jungvogelschnäbelchen zu erlangen . . .

Als wäre Annelies in seinen Gedanken mitgegangen, sagte sie jetzt überzeugend: «Den Weg zu diesen kleinen Naturwundern müssen wir wieder finden! Dann dringen wir auch nicht mehr so anmassend auf Gottes grosse Gesamtschöpfung ein.»

Gewiss geht es uns mit den Bundesfeiern, wie mit allen schönen und bewundernswerten Dingen: Wir schätzen und wir lieben und pflegen sie um so sorgsamer und eifersüchtiger, je mehr sie uns in Gefahr zu schweben scheinen, weshalb denn auch Augusterlebnisse während des Krieges für mich zu den stärksten und unwelkbaren Erlebnissen gehören.

Und so entsinne ich mich wieder des strahlenden Bundesfeiertages von 1942. Mit einem jener flinken und zuverlässigen und südseeblauen Autocars ging es in der Gemeinschaft eines Schwarmes nicht weniger festtagsfroher und sonnenhungriger Men-

## Erinnerungen an den 1. August

schen längs eines wie eingelegtes Silber glänzenden Flusses mit raunenden Pappeln und Uferweiden durch saubere, fahnen- und blumengeschmückte Dörfer, die uns wie kleine und wahrhaft rührende Inseln des Friedens und der Glückseligkeit erschienen. Auf den Plätzen mit den spielenden Kindern und Treppengiebeln lag allerorten der reife Glanz des Hochsommertages, über den letzten Ausläufern der Forste und dem matten Glanz der Fruchtfelder stand strahlend weiss wie ein Garten aus Lilien und Rosen der Spitzenvorhang der fernen Alpenkette. Aus den weitoffenen Kammern, Stuben und Sälen — hinter den kleinen Geranien- und Kakteengärten — vernahm man Gesang und gedämpftes Klavierspiel. Die blitzblank gestriegelten Pferde sind vor die girlandengeschmückten Landauer gespannt und tragen heute ihr Geschirr mit besonderem Stolz und mit einer eigenen Würde, als ob sie um die Bedeutung dieses hohen Tages wüssten. Obschon sie nie Tanzunterricht genossen haben, so trippeln und traben sie wie Hochzeitspferdchen im Walzertakt einher und springen mit den schönen Wanderwolken und den Hunden um die Wette bis hinauf zum einsamen «Sonnenberg», auf dessen abgeplattetem Büchel lachende und singende Buben und Mädchen den stattlichen Holzstoss zum Freudenfeuer errichten. Von vollendeten Proportionen, gleicht er in seiner fremdartigen Grösse einer gestrandeten Arche oder dem Opferstock eines verschollenen Volkes . . . Rings um den Bau aus Reisig und Stämmen haben sie — und vor allem die übermütigen Mädchen — ganz kleine Gehege und Gärtlein aus Nielen, aus welchen und frischen Blumen angesiedelt (und fast möchte man sagen aufgebahrt), und nicht zuletzt auch diese Angebinde erwecken im Betrachter die Empfindung, einer sonderbaren kultischen Handlung beizuwohnen. Die kleine Rednertribüne, von Lorbeer, von Stechpalmen und Tannenreisern überdeckt, erscheint uns freilich um etliche Breitengrade verständlicher und vertrauter, und auch der Mann im ernst-feierlichen Bratenrock, der jetzt schon — zu früher Mittagstunde — mit einem unförmigen Stoss von halb weissen und halb beschriebenen Blättern beladen und überdeckt — immer wieder die drei Stufen zum zierlichen Pult emporsteigt, um mit weit ausladender Gebärde das Wort an die Schar unsichtbarer Hörerinnen und Hörer zu richten, ist ein Baustein in dieser Vor-Freude. Von der «Landsgemeinde» anwesend ist einzig ein unscheinbarer, freundlicher Knabe, der alle andern noch nicht gegenwärtigen — vertritt; zum

Versuchskaninchen des Redners auserkoren, gibt er ihm von Zeit zu Zeit Zeichen, wie die Kapitäne der Ozeandampfer oder Taubstumme tun mögen, und diese Sprache bedeutet meistens: «Noch lauter! Noch deutlicher! Wir hören nichts!»

Und gelbe und kupferrote Lampions warten mit ihren Kerzen auf den Abendstern und auf das Strömen und Wogen der Festgemeinde, ohne die es nun einmal keine Lieder, keine Festfreude und keine vaterländische Begeisterung geben kann; aber die kleinen Vorbereitungen, die sich im geheimen und ganz im stillen vollziehen, sie scheinen mir eine versöhnliche und eine liebenswürdige Sordine auf alles zu setzen, was vielleicht später — unter dem grossartigen und gütigen Mantel der Nacht — ins allzu Pathetische umschlagen mag.

Zuweilen erfindet das Leben seltsame Figuren. Es war zur Zeit des zweiten Weltkrieges. Einer meiner Freunde lebte mit seiner ganzen Familie in Lyon, und obwohl er die Schweiz über alles liebte, war ihm die Stadt am Rhoneknie schon fast zur zweiten Heimat geworden: Er hatte sein Auskommen in Frankreich, die Kinder gingen dort zur Schule und seiner Frau bedeutete die «Douce France» das angestammte Mutterland. Aber mein Gefährte — den ich der Einfachheit halber «Antoine» nennen möchte — (er war schon einige Zeit vor dem Krieg ausgemustert worden) — wollte doch noch einmal mit eigenen leiblichen Augen das schöne liebe Schweizerland erschauen und hatte sich als idealen Lugaus die Höhe des grossen Salève erkoren, von dem aus man die andere Rhonestadt Genf wie von einer Prozeniumsloge überblickt.

Die Schatten der Nacht waren bereits aus den Tälern auf den Berggipfel emporgestiegen. An den Hängen des Léman — rund um die gleich einem Geschmeide aufleuchtenden Stadt — hatten sich andere, ungestüm flammende Feuer gelehnt, rotgolden und sieghaft ins Dunkel steigend, wie die Vaterlandspsalmen, die sie zu dieser Stunde dort unten anstimmen mochten. Antoine verharrte weit über eine Stunde auf dem einsamen Berggipfel, dann kehrte er heitern Sinnes ins Innere des Gasthofes zurück. Durch das Zeichen der Flamme war ihm wieder alles bewusst geworden, was die Bundesfeier an unaussprechbar Hohem und Erhabenem in sich schliesst. Auf einmal wusste er wieder um die Einigkeit der Eidgenossenschaft und ihrer Aufgabe. «Um ein solches Volk braucht man nicht zu bangen», sagte er, «es wird niemals untergehen».

A. D.